

Die Universitäten müssen ins 21. Jahrhundert aufbrechen

Autor(en): **Schipper, Ori / Hafner, Urs / Vetterli, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **25 (2013)**

Heft 96

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-551584>

Nutzungsbedingungen

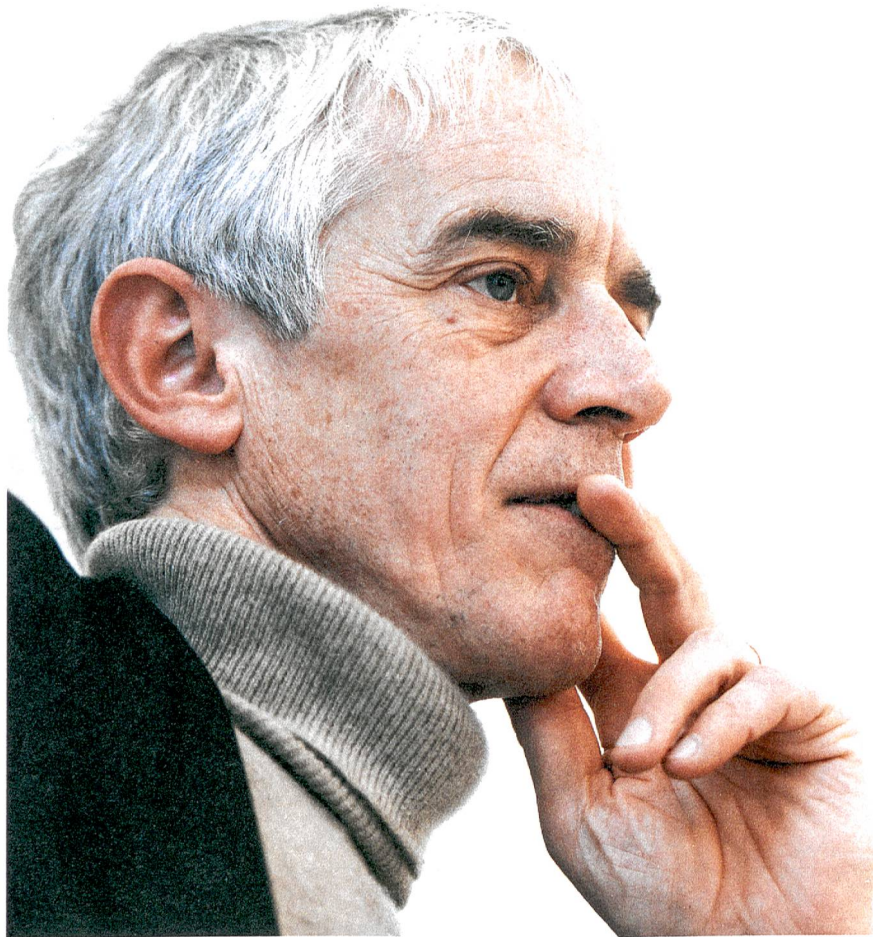
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Universitäten müssen ins 21. Jahrhundert aufbrechen

Martin Vetterli folgt an der Spitze des Schweizerischen Nationalfonds auf Dieter Imboden. Beide sind sich einig: Der akademische Nachwuchs braucht bessere Karriereaussichten. Von Ori Schipper und Urs Hafner

Herr Imboden, Sie standen in den letzten acht Jahren als höchster Forscher im Visier spärwütiger Politiker, sensationslüsterner Medien und kritischer Kollegen. Sind Sie froh, dass Ihre Amtszeit vorbei ist?

Dieter Imboden (DI): Ja, ich bin froh, aber nicht wegen der von Ihnen angegebenen Gründe, sondern weil der Wechsel Routine verhindert und der Institution Nationalfonds gut tut. Meine Strategie gegenüber Politik, Medien und Kollegen war immer, mit offenen Karten zu spielen und den Stier bei den Hörnern zu packen. Für mich war es eine Art Sport, in der Rolle des Forschungsratspräsidenten Dispute auszutragen und die überzeugendsten Argumente zu suchen.

Herr Vetterli, gibt es einen von Dieter Imboden gefällten Entscheid, für den Sie ihm sehr dankbar sind?

Martin Vetterli (MV): Sie meinen, abgesehen vom Entscheid, den Nationalen Forschungsschwerpunkt Mics zu finanzieren, an dem ich beteiligt war? (Lacht.) Das ist eine schwierige Frage, ich kenne nicht alle Beschlüsse der letzten Jahre. Doch mein Eindruck ist, dass der Nationalfonds sehr gut geführt worden ist.

Sie wollen also an der Praxis des Nationalfonds nichts ändern?

MV: Der Nationalfonds hat in seiner sechzigjährigen Geschichte viel Gutes geleistet. Er ist wahrscheinlich die beste Förderorganisation für Grundlagenforschung in Europa. Mir geht es nicht darum, Dinge zu ändern, nur weil ich jetzt der neue Präsident bin. Trotzdem gibt es natürlich gewisse Gebiete, die Nachwuchsförderung beispielsweise, auf denen sich der Nationalfonds in den nächsten Jahren weiterentwickeln wird. Mit den Förderungsprofessuren hat er interessante Vorleistungen erbracht, doch wir sind noch nicht da, wo wir sein sollten.

Der Nationalfonds forciert die Rekrutierung des akademischen Nachwuchses, doch an den Hochschulen gibt es nicht genügend Stellen.

MV: Das sehe ich nicht so. Ich habe soeben an einigen Vorstellungsgesprächen für



Vorgänger und Nachfolger: Dieter Imboden (rechts), Martin Vetterli (links). Bilder: Manu Friederich

Förderungsprofessuren teilgenommen. Die Bewerberinnen und Bewerber haben mich sehr beeindruckt. Wenn wir ihnen während einiger Jahre die Chance geben, sich als eigenständige Forschende zu bewähren, dann finden sie eine Stelle auf dem akademischen Markt. Einige von ihnen sind so gut, dass sie heute schon Juniorprofessuren in den Vereinigten Staaten kriegen könnten. Ich hoffe, dass die Schweizer Hochschulen aus diesem Reservoir schöpfen, wenn sie ihren Nachwuchs aufbauen. Die Förderungsprofessuren passen gut zum Tenure-Track-System, das aber leider noch nicht an allen Universitäten eingeführt ist. Es wird Zeit, dass sie ins 21. Jahrhundert aufbrechen.

Der Nationalfonds kann den Universitäten nicht vorschreiben, wie sie ihre Professoren rekrutieren sollen.

DI: Das stimmt. Doch der Nationalfonds macht seine Aufgabe dann gut, wenn es ihm gelingt, ein gutes Vorbild zu sein und die Hochschulen mit beharrlicher Überzeugungsarbeit in diesem Transformationsprozess zu unterstützen. Das funktioniert nur im Konsens.

MV: Wenn der Nationalfonds einen Pool ausgezeichnete junger Forscher bereitstellt, schiessen sich die Hoch-

**«Meine Strategie war immer, mit offenen Karten zu spielen und den Stier bei den Hörnern zu packen.»
Dieter Imboden**

schulen ins eigene Bein, wenn sie nicht von diesem Pool profitieren. Denn dann wandern die guten Leute ab. Die Vereinigten Staaten ziehen sehr erfolgreich junge Talente an, und Europa zahlt den Preis dafür. Europa gibt den jungen Leuten keine verlässlichen Karriereaussichten. Das ist inakzeptabel.

Was wünschen Sie sich für den Forschungsplatz Schweiz?

MV: Die Schweiz ist ein kleines Land, sie kann nicht auf Quantität, sondern muss auf Qualität setzen. Damit die Schweiz hochwertige Forschung betreiben kann, muss sie sich auch um den Nährboden

kümmern und auf allen Stufen - von der Primarschule bis zu den Universitäten und Fachhochschulen - Exzellenz anstreben. Das schweizerische Schulsystem steht im Vergleich etwa mit dem der Vereinigten Staaten sehr gut da. Dieses hohe Niveau müssen wir halten und verteidigen.

DI: Einverstanden. Die Schweiz muss die Qualitätsnische besetzen, auch in der Berufsbildung. Die Schweiz darf nicht der Versuchung erliegen, die Maturaquoten hochzuschrauben, nur weil diese in den Nachbarländern höher liegen.

Grossforschungsverbünde wie etwa die Nationalen Forschungsschwerpunkte geraten immer wieder in die Kritik, weil sie schwerfällig seien und viel Verwaltungskosten verschlängen. Was sagen Sie zu dieser Kritik?

DI: Der Nationalfonds betreibt für langfristige Investitionen unter dem Strich weniger Aufwand als für die kleinen Projekte. Die Frage ist, ob das Verhältnis zwischen Aufwand und Ertrag auch für die Forschungsgemeinschaft stimmt. Grossforschungsvorhaben sind nicht für alle Gebiete die richtige Methode. Es ist ein Irrtum zu glauben, jedes wissenschaftliche Problem lasse sich lösen, wenn genügend Leute zusammenarbeiten. Die Krebsforschung ist dafür ein gutes Beispiel: Obwohl die Krank-



«Der Nationalfonds ist wahrscheinlich die beste Förderorganisation für Grundlagenforschung in Europa.» Martin Vetterli

heit schon seit Jahrzehnten zuoberst auf der Forschungsagenda steht, ist sie immer noch nicht besiegt. Gerade bei grossen Projekten darf man der Öffentlichkeit nicht zu viel versprechen. Den Bau einer Autobahn oder einer Atombombe kann man planen, die Heilung von Alzheimer jedoch nicht.

MV: Die Atombombe oder auch die Mondlandung waren Ingenieursprojekte, in denen es um die Anwendung von Wissen ging, nicht um den Gewinn neuer Erkenntnisse. Aber die Wissenschaft darf den jungen Leuten nicht das Bild einer Fließbandforschung vermitteln, wenn sie die originellsten und kreativsten Köpfe anziehen will. Das Kerngeschäft des Nationalfonds sind Einzelforschungsprojekte, und das ist gut so.

DI: Grossforschungsprojekte sind ein heikles Instrument. Denn wenn Sie Gelder für ein bestimmtes Gebiet reservieren, errichten Sie thematische Schranken. Diese behindern die Konkurrenz zwischen

den Disziplinen und führen zu Schrebergärten, in denen je der beste Gartenzweig eines Gebiets gedeiht. Zwar hat auch der Nationalfonds Förderabteilungen, die über getrennte Budgets verfügen, doch die Aufteilung zwischen den zu finanzierenden Forschungsdisziplinen wird jedes Jahr neu festgelegt und nimmt zudem Trends auf.

Eine unter Forschenden weit verbreitete Klage lautet, die Bürokratisierung nehme zu. Was ist dagegen zu tun?

MV: Natürlich macht es niemanden glücklich, wenn der bürokratische Aufwand zunimmt. Doch in der Schweiz jammert man auf hohem Niveau. Im Vergleich mit den Vereinigten Staaten oder den umliegenden Ländern geht es uns hier sehr gut.

DI: Mit der heutigen materiellen Ausstattung eines Lehrstuhls geht zwangsläufig eine gewisse Bürokratisierung einher. Vor fünfzig Jahren hatte mein Vater als Staatsrechtsprofessor kein eigenes Büro an der Universität. Er schrieb seine Bücher daheim. Meine Mutter war seine Sekretärin. Er musste nie ein Formular ausfüllen oder einen Antrag stellen. Der grösste Brocken des bürokratischen Aufwands entsteht überdies nicht wegen der Forschung, sondern wegen der Lehre. Mit der Bologna-Reform wurde die Büchse der Pandora geöffnet.

Welches ist in den nächsten Jahren die grösste Herausforderung für den Nationalfonds?

MV: Die europäische Forschungslandschaft wandelt sich, und die Schweiz ist keine Insel. Damit sie ihre starke Position behält, ist es wichtig, dass sie weiterhin in die Wissenschaft investiert. Das zahlt sich später aus. Diese Erfolgsspirale muss sich weiterdrehen.

DI: Der schwindende Sinn fürs Gemeinwohl macht nicht nur der Politik zu schaffen. Auch der Nationalfonds läuft Gefahr, dass er nicht mehr die besten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für seinen Forschungsrat gewinnen kann. Es ist wichtig, dass diese es weiterhin als eine Ehre betrachten, sich am Wissenschaftssystem zu beteiligen und es mitgestalten zu dürfen - und nicht nur ihre Forschung betreiben und den Nobelpreis gewinnen wollen.

Martin Vetterli

Seit Anfang 2013 ist Martin Vetterli Präsident des Nationalen Forschungsrats. Der Elektroingenieur wirkte an der Columbia University in New York und der University of California in Berkeley, bevor er 1995 an die ETH Lausanne (EPFL) berufen wurde. Von 2011 bis 2012 war er Dekan der School of Computer and Communication Sciences der EPFL, wo er weiterhin ein Forschungsteam leitet.

Dieter Imboden

Während seiner achtjährigen Amtszeit, die letztes Jahr zu Ende ging, hat sich Dieter Imboden für eine starke Forschung in der Schweiz und über deren Grenzen hinaus eingesetzt. Der Professor für Umweltphysik an der ETH Zürich war 2011 Gründungspräsident von Science Europe, des neuen Zusammenschlusses der nationalen Förderorganisationen in Europa.